

Ins Leben! [Schluss]

Autor(en): **Stegemann, Hermann**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **1 (1897)**

PDF erstellt am: **23.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574922>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ins Leben!

Roman von Hermann Stegemann, Basel.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Erste Fortsetzung und Schluß).

Neunzehntes Kapitel.

Der erste Sonntag im Juli war in strahlender Reinheit angebrochen. Ein Gewitterregen hatte in der Nacht die Luft erfrischt und den Sommerstaub von Laub und Gras gewaschen. Wie Silber glänzte der Züricher See und in zartem Duft standen die Glarner Berge. Veronelis Gärtli war deutlich sichtbar.

Jungfer Beerli war vorausgegangen und hatte zuerst den schattigen Waldweg erreicht, der oberhalb des Dolberhofes auf dem Zürichberg hinläuft, um bald hier, bald dort einen Fußpfad auszufinden. Am Waldrand blieb sie stehen und wartete auf Frau Sieber und die jungen Leute, die langsam den steilen Weg heraufkamen. Die Mittagssonne strahlte hernieder, und der würzige Waldschatten war allen willkommen.

Das alte Fräulein sah den beiden Pärchen entgegen. Konrad und Verena giengen schweigend nebeneinander her. Nur zuweilen richtete er eine Frage an seine Braut, ob er zu schnell gienge, oder ob sie arg unter der Hitze litte. Dann lächelte sie ihn jedesmal dankbar an und schüttelte den Kopf, und er fühlte, wie eng sie zu einander gehörten.

Hinter ihnen gieng Frau Sieber, ruhig und gemessen. Und den Schluß machten Hans und Anna, die einige Male stehen geblieben waren und nun Mühe hatten, die andern wieder einzuholen. Als alle den schattigen Waldweg auf der Höhe des Berges erreicht hatten, ließ Jungfer Beerli die jungen Leute vorausgehen und wandte sich dann an Frau Sieber:

„Also, Ihre Tochter will jetzt studieren?“ fragte sie.

„Wohl, Jungfer Beerli. Sie hat leztthin die erste Prüfung gemacht.“

„Es ist schön, wenn die Töchter einen Beruf erlernen,“ fuhr das Fräulein fort, „aber wissen Sie, es giebt auch Fälle, in denen das Studium vor der Zeit ein Ende nimmt.“

Frau Sieber richtete ihre stillen Augen auf die bewegliche Begleiterin und fragte:

„Wie meinen Sie das?“

„Nun ja, manches macht einen frischen Schritt ins Leben, um selbst etwas zu werden, und auf einmal nimmt's ein anderer an der Hand und sagt: Ich will Führer sein.“

Ihre Blicke kreuzten sich. Jungfer Beerli lächelte, und Frau Sieber sah gedankenvoll in das altjüngferliche Gesicht des Fräuleins.

„Ich weiß jetzt, was Sie meinen,“ sagte Sie nach einer Weile, und ihr Blick wanderte zu Hans und Anna, die, dem verlobten Paar folgend, eine Strecke Weges voraus waren.

„Herr Lienhart besucht uns oft, seit er ausgezogen ist und bei Ihnen wohnt, Jungfer Beerli. Die Beiden haben zusammen studiert. Wissen Sie sonst etwas von ihm?“

„Nein,“ erwiderte das Fräulein, „Sie kennen ja seine Mutter. Er ist recht eingezogen und arbeitet auch viel für sich. Konrad sagt, er sei auf dem besten Wege, sich einen guten Namen als Schriftsteller zu machen.“

„Schriftsteller“, wiederholte Frau Sieber. Auf einmal flog ein Lächeln über ihr ernstes Gesicht, und sie sagte:

„Mein Mann ist ihm gut gesinnt. Als er so nervös und leidend war, vor einigen Wochen, damals als Frau Lienhart kam, schickte er ihm sogar den Schlüssel zu seinem Bücherschrank und ließ ihm sagen: wenn er zur Erholung ein wenig im ‚grünen Heinrich‘ oder in einem andern Bande von Gottfried Keller lesen wolle, so sei hier der Schlüssel. Ein größeres Liebeszeichen kennt mein Mann nicht.“

Jungfer Beerli lachte. Eine zeitlang schritten sie schweigend auf dem feuchten Wege, bis Frau Sieber das Schweigen unterbrach und leise, mit bewegter Stimme sagte: „In Gottes Namen, Anna ist ein rechtes Kind und wird den Weg schon finden. Aber ich danke Ihnen, daß Sie mich noch einmal aufmerksam gemacht haben. Man sieht so etwas erst recht, wenn es einem fremde Leute sagen.“

„Sie sind noch jung und können noch lange nebeneinander hergehen, wie eben jetzt, ohne daß ihnen das Ding klar wird,“ erwiderte das Fräulein und blieb stehen.

Sie befanden sich mitten im Walde. Eine Bank stand am Wege und lud zur Raft ein. Jungfer Beerli zauderte einen Augenblick, dann rief sie laut:

„He, Ihr junges Volk, macht einmal recht kleine Schritte, bis wir uns ein wenig geruht haben.“

„Ja ja,“ schallte es zurück.

Verena winkte der Tante aus der Ferne einen Gruß zu, ehe die dazwischen tretenden Bäume die Aussicht verdeckten. Ihre Hand lag jetzt auf Konrads Arm, und ihre Augen lächelten ihn an.

„Was hast Du, Du siehst so ernst aus? Und das schon seit einigen Tagen. Drückt Dich etwas?“ fragte



Kupferstich von C. Meyer, Zürich, 1645. Vergl. Tert.

Das wohnliche Gemach, welches sich mit einer Fensterei, deren Oberlichter gegen die Decke aufgeschlagen sind, gegen den Garten öffnet, ist sein eigentliches Brunsimner, wohl aber ein Raum, wie man ihn nur in den Häusern wohlhabender Stadtbewohner oder auch nur deren Vorfahren um die Mitte des 17. Jahrhunderts antwort. Ein feines verflochtenes Gitter schützt gegen unangenehme Sonnenstrahlen. Das Zäfer, einfach profiliert, aber dafür aus bestem Hartholz, bis auf ungefähr zwei Drittel der Wandhöhe aufgeführt, zeigt eine Reihe von Kästen zum Aufhängen von Kleidungsstücken und Gerätschaften. Den obersten Teil ziert ein fortlaufender Gussus von Darstellungen aus der Bibel; der Sündenfall mit der Verdröpfung der Eva im Hintergrunde, die Anbetung des Christuskindes im Innern und

daneben der Engel mit der frohen Botschaft bei den Hirten, das jüngste Gericht mit seinen Schwärmen für die Bösen und schließlich die Auferstehung Johannes des Täufers mit dem deutlichen Hinweis auf die Art, welche den Bäumen an die Wurzel gelegt ist (Matth. 3, 10). So wurde den Bewohnern täglich im Hause eine Ermahnung zum Guten, wie auch durch die A. Gebote Gottes, über deren heilige Schrift schwebt, hinter dem Stuhle des Hausherrn. Die Kinder erinneten sich damals an ihre Pflichten eine Mutter. Auch ein Kalender und ein kleiner Spiegel durften nicht fehlen, und daneben sitzt die eiserne Wanduhr, nach dem aufgemalten Wappchen das Werk eines Jüger Meisters, den der Zehnenmann, welcher in sinniger Weise auf dem Gehäuse thronet, nun auch schon längst abgerufen hat. Auf dem Wandbänken stehen

die wenigen biden Polster mit den Schließen nach vorn, die ganze Polster des Hausherrn, der wohl jede Zelle darin konnte. Die Tischschmückung zeigt ein solches Gefäß mit Sandbedeckten, und daneben hängt das Kännchen aus Zinn. Auf der schwerfälligen Kommode steht nicht eine Vase mit Rosen, Tulpen und Schmetterlingen, dem fortgeschrittenen Stande der damaligen Zeit. Ebenso interessant ist auch das übrige Gerüth in der Stube, sowie die Kleidung der Frauen, Kinder und Bedienten, und gewiss wird der Beschauer es nicht bereuen, all dieser Kleinigkeiten seine Aufmerksamkeit geschenkt zu haben, da sie ihm vielleicht mehr und getreuer von der Lebensweise unserer schwäbischen Vorfahren zu erzählen wissen, als manche langatmige Schilderung.

sie und schmiegte sich an ihn. Er sah ihr ins Antlitz und von ihrem Gesicht streiften seine Blicke über das schwarze Trauerkleid, das zu ihrer jugendlichen Gestalt in einem rührenden Gegensatz stand. Noch einmal kamen ihm die alten Bedenken, aber endlich faßte er den Entschluß, zu sprechen; hier, im stillen Wald, an einem heiteren Tage, fand er den Mut, dessen er bedurfte.

„Mir fehlt nichts, Berena. Aber ich habe eine Bitte auf dem Herzen und die drückt mich.“

„Und warum bittest Du nicht? Kann ich Dir denn etwas abschlagen? Ach Konrad, ich weiß ja gar nicht, wie lieb ich Dich hab.“

„Da legte er plötzlich die andere Hand auf ihren Arm, um ihn festzuhalten und bog in einen schmalen Pfad ein, der von dem Wege abzweigte. Berena zögerte einen Augenblick, aber als er ihren Arm nicht freigab, folgte sie ihm, und nach wenigen Minuten schlugen die Büsche hinter ihnen zusammen. Sie waren allein. Ohne ein Wort zu sprechen, schritten sie noch eine Weile auf dem schmalen Pfad weiter, bis sie an eine Lichtung kamen, wo das Weglein sich in Gras und Kraut verlor. Hier hielten sie inne und Konrad ließ ihren Arm frei. Die Wurzelstöcke der gefälltten Bäume ragten rings aus dem Boden und Berena nahm schweigend auf dem nächsten Stumpf Platz. Ihre Augen sahen zu Konrad auf und leise sagte sie:

„Hier kannst Du mir alles sagen.“

Ihre Wangen waren von einem rosigen Schimmer überhaucht, und das blonde Haar kräuselte sich in fliegenden Locken unter dem schwarzen Strohhut. Doch als Konrad schwieg, verging das Lächeln in ihren Zügen und sie fragte ängstlich:

„Ist es etwas Schlimmes?“

Da warf sich Konrad vor ihr nieder und schlang die Arme um ihren Leib. Die Worte stürzten ihm von den Lippen:

„Berena, ich muß Dich an Deinen Vater erinnern. Siehst Du, nun treten Dir schon die Thränen in die Augen. Weine nicht und glaub auch nicht, daß ich den guten Menschen, den wir verloren haben, weniger liebe, wenn ich jetzt das zu Dir sage. Aber glaub mir, er hätte selbst noch den einen Wunsch ausgesprochen, wenn nicht alles so schnell zu Ende gegangen wäre. Im Mai ist's gewesen und jetzt ist es Juli. Du hast keine Heimat und bist bei Jungfer Beerli. Ich hab' ausziehen müssen, denn das gieng doch nicht anders, und sitze in einem Stübchen an der Weinbergstraße. Ich frag' nicht danach, wie es darin aussieht, weil ich weiß, daß ich nur darin warten soll, bis zu unserer Hochzeit. Und was ist das nun für ein Leben, Du dort, und ich da! Und in Colmar stehen Deine Möbel in dem alten Hause, während die Arbeiter den Park niederlegen. Manchmal,

wenn ich abends heimkomme aus der Werkstätte, dann hab' ich eine Sehnsucht nach Dir und einem Heim, daß ich kaum an mich halten kann. Und Du Berena! Meinst Du, ich wüßte nicht, wie oft Du in Deinem Stübchen sitzt, und in den kleinen Garten hinaussteht, immer denkend: wenn es doch nur zu Ende wär'?“

Er schwieg, und Berena ließ den Kopf auf seine Schulter sinken. So hielten sie sich umfaßt und er fühlte, wie ein inneres Schluchzen sie erschütterte.

„Berena, ich will keinen Lärm. Es geht ja keinen fremden Menschen was an, daß wir heiraten wollen. Nur Jungfer Beerli und Lienharts und meine Eltern, die dich ja noch nicht einmal gesehen haben. Und ganz still aufs Standesamt und dann in die Kirche, wenn du willst und wo du willst. Aber glaub' mir, es ist besser. Wenn der alte, liebe Vater uns hörte und sähe und wir ihn fragten, ob es ihm recht sei, daß wir Hochzeit machten, er sagte nicht nein, gewiß nicht.“

Berenas Schluchzen war verstummt und bei den letzten Worten Konrads hob sie den Kopf und sah ihn an. Ein leuchtender Schimmer lag auf ihrem Antlitz und ihm tief in die Augen sehend, sagte sie mit heimlicher Stimme:

„Er hört uns ja, er sieht uns ja und — und er sagt auch nicht nein.“

Es war, als hörchte sie auf eine innere Stimme. Ihr Blick schwamm in seligen Thränen.

„Berena, willst du, willst du?“ fragte Konrad und hob sie empor.

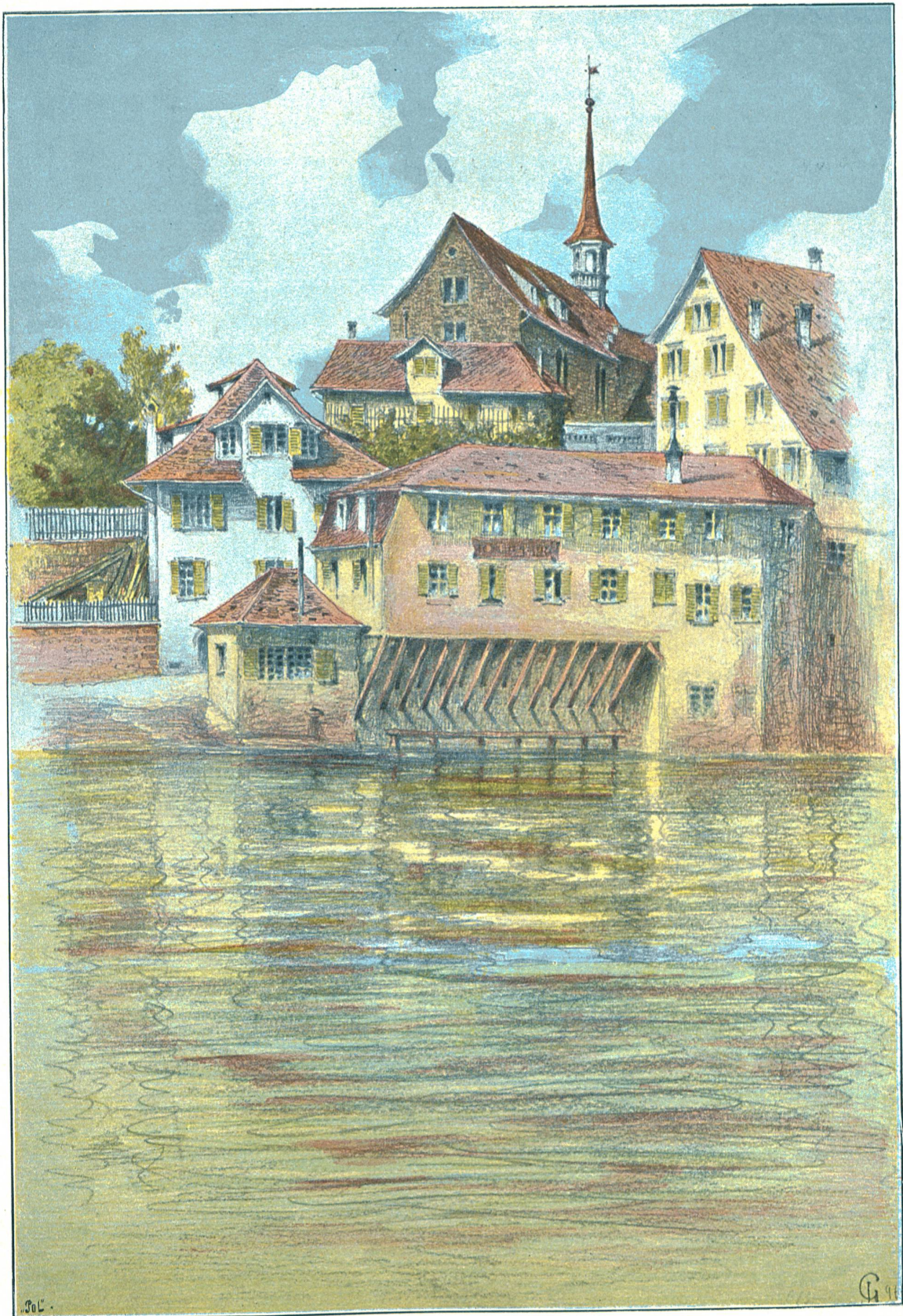
„Ja, Konrad, ich will, wie du willst und wann du willst,“ antwortete sie leise. Und er beugte sich auf ihren Mund nieder, um den ein schmerzliches und doch so süßes Lächeln irrte.

„Und jetzt komm, die andern werden uns suchen,“ flüsterte Berena und warf noch einen Blick auf die Lichtung, in der sie standen. Es war so still rings, nur ein paar Schmetterlinge schwebten geräuschlos über den Büschen.

Langsam giengen sie den Pfad zurück und erst als in der Ferne eine Stimme Berenas Namen rief, schritten sie schneller. Aber ihre Herzen waren zu voll und ihre Gedanken zu sehr beschäftigt, als daß sie daran hätten denken können, auf den Ruf zu antworten.

Raum waren die Zweige hinter ihnen zur Ruhe gekommen, so erschienen an der entgegengesetzten Seite der Waldblocke Hans und Anna. Der schmale Pfad, auf dem sie, vom Hauptweg ablenkend, gegangen waren, lief auf eine Wasserlache zu, in der er ertranke. Zwei Schmetterlinge flatterten in eifrigem Kampf begriffen über dem Gewittertumpel.

„Sie führen uns vom Weg ab, Herr Lienhart,“ sagte Anna und blieb vor der Pfütze stehen. „Aber



Die „Schippe“ in Zürich.

Originalzeichnung von Prof. I. Graf, Zürich.

es ist so still hier," fuhr sie fort, „sehen Sie nur die Schmetterlinge, und wie sich das junge Grün um die gelben Baumstümpfe drängt.“

„Sie haben Recht, Fräulein. Es ist schön und besonders schön ist es, daß die Natur so eifrig wieder gut zu machen sucht, was der Mensch Uebles gethan hat.“

Anna war von dem Pfad abgebogen und durch das Gesträuch zum nächsten Baumstumpf geschritten, auf dem sie Platz nahm. Der Hut hing an ihrem Arm und das sanfte Sonnenlicht hauchte einen bronzefarbenen Schein über das braune Haar hin.

„Nun, wollen Sie warten, bis die Sonne den Sumpf vor Ihren Füßen ausgetrocknet hat?“ rief sie lächelnd, und Hans, der noch vor der Wasserlache stand, richtete sich auf, sah einen Augenblick zu ihr hinüber, die mit Haupt und Schultern aus dem grünen Gesträuch tauchte, und gieng ihr nach. Aber er gab nicht auf den Weg acht, stolperte über eine Brombeerranke und fiel vornüber. Dicht vor dem jungen Mädchen kam er auf die Kniee zu liegen. Anna lachte und auch er stimmte in ihr Gelächter ein, aber plötzlich verstummten beide. Sie waren auf die ungewöhnliche Lage aufmerksam geworden, in die der Zufall sie versetzt hat. Hans erhob sich und sie schwiegen eine zeitlang.

Als er vor Anna in die Kniee gebrochen war, da war das junge Mädchen noch unbefangen gewesen, jetzt aber fühlte sie sich beklommen und ihr Herz begann heftiger zu pochen.

„Sehen Sie, Fräulein Anna, jetzt habe ich gethan, was ich schon längst hätte thun sollen, um Ihnen zu danken.“

Hans sprach leise und sah mit warmem Gefühl auf das Mädchen, das die Augen niedergeschlagen hatte.

„Reden Sie doch nicht so,“ flüsterte sie vor sich hin. „Meinen Sie denn, ich wüßte nicht, wer wie ein guter Engel immer um mich und meine Mutter besorgt war? Ich fühle mich ja so sicher bei Ihnen, so ruhig. Ich könnte sitzen und arbeiten, wenn sie bei mir sind,

träumen, dichten, alles in ihrer Nähe. Vorhin, vor dem Wasser, kamen mir die seltsamsten Gedanken. Ich sah ein unheimliches, tiefes und schwarzes Gewässer vor mir, und die hellen Schmetterlinge gaukelten darüber und in dem dunklen Spiegel sah ich sie doppelt. Mein Weg gieng in das Wasser. Da riefen Sie plötzlich und ich blickte auf und sah, daß sie einen Weg durch das Dickicht gefunden hatten. Sie saßen im Licht und riefen, und ich bin Ihnen nachgegangen.“

Anna schlug die Augen auf und erwiderte:

„Das ist ein Gedicht. Aber rein gegenständlich betrachtet, ist es viel nüchterner. Das Wasser ist so tief, daß es Ihnen nicht bis an die Knöchel reicht und in acht Tagen hat es die Sonne aufgetrocknet. Sie hätten weiter gehen können, ohne Gefahr für Ihr Leben und wären auf dem Weg geblieben.“

„Auch Sie sprechen in Bildern, Fräulein Anna, ich merk' es wohl. Aber zuweilen findet man erst den Weg, wenn man vom Weg abgeht.“

Sie antwortete nicht und sah traumverloren über die Dichtung. Ihr Auge aber blieb klar und ihr Gesicht ruhig. Hans fuhr fort:

„Wir wissen beide, wovon wir sprechen. Ich habe bis heute nicht an jenes unziemliche Abenteuer gerührt. Es sag mir noch zu nahe. Aber heute ist alles so ruhig in mir, ich könnte, glaub' ich, recht demüthig vor Ihnen reden, wenn es sein müßte. Ich glaube, ich könnte sogar mit Ihnen lächeln über den traurigen Helden jenes Abenteuers.“



«Parisiene». Photographie von Neutlinger, Paris.

„Wir wollen keines von beiden thun, Herr Lienhard,“ erwiderte Anna und erhob sich.

„Aber ich muß Ihnen doch sagen, wie —“

Er brach ab, denn als er das Wort aussprechen wollte, kam ihm zum Bewußtsein, daß er hatte sagen wollen, „wie lieb ich Sie habe“, und das durfte er doch nicht.

Anna sah ihn fragend an und sagte lächelnd:

„Was man sagen muß, darf man nicht verschweigen. Aber an dem Dank ist mir nicht gelegen. Ich sehe ja täglich, daß wir gute Kameraden sind, trotz des Unterschiedes der Semester.“

„Gute Kameraden! Ja, das ist's, Fräulein Anna,“ entgegnete er und ergriff ihre Hände. „Ich habe nie einen bessern gehabt.“

Hans hatte ihre Hände nicht losgelassen, und Anna wußte gar nicht, daß sie warm und weich in den seinen lagen. Ihre großen klaren Augen sahen zu ihm auf und sein Blick spiegelte sich darin. Und da hob sich eine sanft anschwellende Welle in seinem Herzen und durchströmte ihn mit einem frohen, seligen Gefühle, und er sagte mit ernster, bebender Stimme:

„Kameraden dürfen sich doch gut sein. Nicht wahr? Und ich, ich hab' Sie sehr lieb.“

Da sanken ihre Hände aus den seinen, und über ihr Gesicht verbreitete sich eine sanfte Blässe. Das Augenlicht verging ihr und sie sah nicht mehr. Langsam glitt sie auf den Sitz nieder. Es war wie eine Offenbarung über sie gekommen, und alle Kräfte und Fähigkeiten zerschmolzen in dem einen Gefühle. Sie saß regungslos und ihre bebenden Finger versflochten sich ineinander. Doch als Hans sich zu ihr niederbeugte und sie bei Namen rief, richtete sie sich auf und flüsterte:

„Wir wollen gehen.“

Sein Arm stützte sie, und kein Wort fiel von ihren Lippen. Aber fest umschloß seine Hand die ihre und an dem kleinen Tümpel blieben sie einen Augenblick stehen. Die tiefe Stille herrschte nach wie vor, nur einige große Schnaken fuhren über den zitternden Wasserspiegel.

Langsam giengen sie dann den schmalen Pfad, den sie gekommen waren, und erst als in der Ferne eine Stimme Annas Namen rief, schritten sie schneller. Aber auch ihre Herzen waren zu voll und ihre Gedanken zu beschäftigt, als daß sie daran hätten denken können, auf den Ruf zu antworten.

Als sie sich auf den Hauptweg zurückgefunden hatten, erblickten sie in nicht zu weiter Entfernung die übrigen, die auf ihre Rückkehr gewartet hatten. Frau Sieber sah forschend auf das Paar, und ein gutmütiges Lächeln flog über das Gesicht der Jungfer Beerli. Nur Konrad und Verena achteten nicht auf die Zurückkehrenden und giengen langsam voraus.

Die Sonne stand über dem Wald und malte die zierlichsten goldenen Ringe auf den moosigen Grund. Nach wenigen Schritten stand das Trüpplein der Spaziergänger auf einem freien, ausichtsreichen Vorsprung, von dem der Blick über das Becken des Züricher Sees schweifte. Die Stadt lag zu ihren Füßen. Die Kirchtürme glänzten, und die Dächer schienen mit goldenen Ziegeln gedeckt zu sein. Wie ein silberner Spiegel lag der See vor ihnen, von den manigfaltigen Ufern umkränzt. In der Ferne tauchten die Lüzgau und die Mosenau aus dem Wasser, und die Schneeberge standen groß und klar im Hintergrund. Weiße, leichte Wölklein hingen regungslos im Blau des Himmels.

Die Gesellschaft stand schon eine Weile in den Anblick des Bildes versunken, da tauschten Konrad und Verena eine leise Bemerkung aus und dann sprach der junge Mann mit lauter, feierlicher Stimme:

„Ich glaube, es ist der rechte Ort, um Ihnen allen mitzuteilen, daß Verena und ich übereingekommen sind, in sechs Wochen Hochzeit zu halten.“

„Verena,“ rief Jungfer Beerli, und schon flog die Braut in die Arme der mütterlichen Freundin, um die seligen Thränen zu verbergen, die ihr in die Augen getreten waren.

Hans aber war bei Konrads Worten zusammengefahren und sein Blick suchte Annas Augen. Doch Anna erwiderte seinen Blick nicht, sondern schaute mit großen, feuchten Augen in die Ferne. Auf einmal atmete sie tief, bewegte die Lider und wandte sich dann zu Verena, die die Glückswünsche der Tante mit einem wehmütigen Lächeln entgegennahm.

„Ich wünsche Ihnen Glück, Fräulein Verena,“ sagte Anna leise, „Sie finden nun alles wieder, was man braucht im Leben.“

Verena aber zog das junge Mädchen, das ihr die Hand reichen wollte, zu sich herüber, legte die Arme um ihren Nacken und flüsterte der Errötenden heimlich ins Ohr: „Du meinst die Liebe, Anna, nicht wahr?“

Anna erwiderte nichts.

Bald darauf traten sie den Heimweg nach dem „Schlößli“ an, dem freundlichen Gasthaus, das auf der Höhe gelegen, seinen Namen wohl verdient. Hier saßen sie, bis die Sonne hinter den Höhen versank. Im letzten Abendrot kehrten sie nach Hause zurück. Wiederum waren Hans und Anna die letzten im Zuge, als könnten sie sich nur ungern entschließen, in die Dämmerung hinabzuschreiten, während auf dem Zürichberg noch der letzte, goldene Tagesglanz hieng.

An dem Kirchlein von Gluntern trennte man sich, Jungfer Beerli, Konrad und Verena giengen die Zürichbergstraße hinunter, Hans aber begleitete Frau Sieber und Anna noch nach Obersträß.

Als sie vor dem Hause ankamen, sah Lienhart zu dem Balkon hinauf, der vollständig übergrünt, einer lustigen Laube glich.

„Nun haben Sie auch einen Park,“ sagte er zu Anna, gerade wie Berena früher, aber Ihrer ist kleiner und hängt wie ein Nest am eigenen Hause.“

Sie reichte ihm die Hand zum Abschied, ohne auf seine Worte zu entgegnen. Da wartete er, bis Frau Sieber, die um ihre Blumen besorgt war, sich einige Schritte in das Gärtchen hinein entfernt hatte, und fuhr dann leise fort:

„Ich werde diesen Tag nicht vergessen. So heiter und ruhig war ich noch nie, und das alles, weil ich den Weg gefunden habe im Wald. Und ich will arbeiten, bis —“

Sie entzog ihm die Hand und fiel ein:

„Bis ich Ihnen Antwort geben darf.“

„Aber Ihre Augen warteten nicht so lange, sondern gaben jetzt schon die Antwort, die der Mund verweigert hatte.“

Frau Sieber näherte sich wieder und fragte Anna, indem sie sie prüfend ansah:

„Willst du Herrn Lienhart nicht eine von unsern schönen Marschallrosen geben?“

Anna nahm die Rose aus der Hand der Mutter und bot sie dem jungen Manne. Und dabei sahen sie sich in die Augen, und die Mutter erkannte trotz der Dämmerung, daß Jungfer Beerli nicht Unrecht gehabt hatte.

Zwanzigstes Kapitel.

In eifrigen Vorbereitungen vergingen Konrad und Berena die Wochen.

Hans begegnete Berena zuweilen auf der Treppe, wenn sie mit geröteten Wangen von einem Ausgang zurückkehrte und Pakete in ihr Zimmer schleppte. Auch auf Lienhart hatte die bräutliche Stimmung, die in dem alten Hause herrschte, Einfluß gewonnen. Er lebte in ruhiger Heiterkeit und stetigem Fleiß, und mancher Erfolg zeigte ihm, daß seine litterarischen Arbeiten größere Beachtung und Wertschätzung erfuhren. Wenn er in den älteren Gedichten und Skizzen las — und älter nannte er sie, selbst wenn sie nur ein Vierteljahr hinter ihm lagen — so konnte er sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß eine Wandlung zum Schöneren, zu größerer Klarheit und einer heiterern Weltanschauung sich vollzogen hatte. Ein höherer, hellerer Himmel wölbte sich über seinen Dichtungen, und reiner floß der Quell und aus größerer Tiefe.

Zwischen dem Studierzimmer und der Universität spannt sich das Leben ab, und nur seine Gedanken

schlugen andere Pfade ein, giengen weiter und weiter, forschten und fragten, um wieder zurückzukehren, den Bienen gleich, die mit schweren Flügeln vom Schwärmen heimfliegen. Und jetzt erst wurde Hans gewahr, daß er kaum die ersten Schritte gethan hatte, daß er am Eingang in das Leben, ins innere Leben stand.

Eines Tages war Konrad bei ihm erschienen und hatte ihm einen Brief gegeben:

„Lies ihn, Hans, der Professor hat ihn mir geschrieben, als du nach Zürich kamst. Jetzt darfst du ihn lesen.“

Hans hatte das Schreiben gelesen und schweigend zurückgegeben. Eine Thräne zerrann in seinen Augen. Und als Konrad gegangen war, hatte er den Worten des lieben Toten nachgesonnen. Er fühlte die leichtbewegliche Flamme in sich brennen, von der der Professor gesprochen hatte. Aber zugleich sagte er sich, daß sie nun lauter brenne, und wohin ihn auch noch ein Irrlicht zu locken versuchen würde, er glaubte fortan gewiß zu sein, den Rückweg zu dem Altar zu finden, auf dem die liebliche Flamme brannte, die die sanfteste Wärme ausstrahlte. Und an jenem Tage schrieb er die lyrisch-epische Dichtung, die die biblische Legende von der Tochter des Herodias zum Vorwurf hatte. Sie brachte ihm großen Beifall ein, und er schickte die angesehene Zeitschrift, in der sie abgedruckt worden war, an den Freund. Auf den Umschlag hatte er geschrieben: „Es ist die Geschichte einer Versuchung.“

Konrad hatte die Dichtung gelesen und in ein anderes Couvert geschoben, um sie an Anna Sieber zu senden. Unter Lienharts Worte aber hatte er mit Bleistift geschrieben: „Eine schöne Beichte.“

Anna war höchlichst erstaunt, als der Briefträger ihr zwei gleiche als Druckfachen bezeichnete Briefe brachte. Denn Hans hatte ihr die Zeitschrift auch geschickt. Und wie erstaunte sie erst, als sie die Randbemerkungen las! Auf dem Exemplar, das Hans ihr gesandt hatte, stand: „Das ist alles, was ich gewonnen habe.“

Sie lächelte und verbarg das Heft. Wenn sie sich in der Universität begegneten, sprachen sie nicht davon, aber Hans wußte, daß Anna ihn verstanden hatte. Er hätte noch weniger daran gezweifelt, wenn er gewußt hätte, daß Konrads Exemplar als Kommentar gedient hatte.

In Arbeit und gehobenen Gefühlen vergingen Hans und Anna die Wochen.

Der August war gekommen und mit ihm Berenas stiller Hochzeitstag.

Die Sonne stand am Himmel, und ein warmer Wind wehte von Süden über den See. Im Erkerzimmer der Jungfer Beerli waren die Fenster geöffnet. Das bescheidene Hochzeitsmahl war vorüber, und eine Stille

herrschte im Zimmer. Berena stand auf und entfernte sich. Der alte Herr Salzmann fingerte an dem grauen Knebelbart und begann plötzlich ein lebhaftes Gespräch mit Herrn Rienhart, um sich eine Haltung zu geben, denn eine heftige Rührung drohte sich seiner zu bemächtigen.

Jungfer Beerli wollte Berena nachgehen, aber Anna kam ihr zuvor, indem sie sagte:

„Lassen Sie mich gehen, Jungfer Beerli.“

Und sie eilte hinaus. Berena stand in ihrem Stübchen und machte sich reisefertig. Als Anna eintrat, lächelte sie ihr zu, aber die verräterischen Thränen glitzerten in der Sonne, die durch die Fenster hereinstrahlte. Und auf einmal lagen sie sich in den Armen, und Anna fühlte, wie auch ihr die Augen feucht wurden. Ueber die Schultern der Freundin sah sie in das Gärtlein hinaus, in dem das Magnolienbäumchen in grünen Blättern stand.

Als sie in das Erkerzimmer zurückkehrten, war die Tafel aufgehoben, und Herr Salzmann sagte zu seinem Sohne:

„Also nochmals glückliche Reise. Du weißt, ich kann das Abschiednehmen von den Leuten nicht leiden. Und kommt noch zu uns nach Contrexéville, wo Mutter auf euch wartet. Sie konnte wirklich nicht kommen.“

„Wir kommen zu ihr. Die Gesunden zu der bald auch Gesunden.“

„Sie muß ja gesund werden, wenn sie ihr Töchterchen sieht,“ entgegnete der alte Herr und wandte sich zu Berena, die im grauen Reisekleid, in Schleier und Hut vor ihm stand. Da lehnte sie das Haupt an seine Brust und weinte.

Frau Rienhart aber flüsterte ihrem Manne ins Ohr: „Jetzt denkt sie an ihren Vater.“

Sie nahmen Abschied, denn die Zeit drängte. Außer Hans und Anna sollte ihnen niemand das Geleite an das Dampfboot geben; so hatten sie es gewünscht.

Eine Droschke brachte sie an die Schiffslände. Der See lag blau vor ihnen, nur in der Mitte schimmerten blaßgrüne Streifen.

„Auf Wiedersehen, Hans,“ sagte Berena, „wir kommen bald wieder und dann weißt du, daß du ein Haus mehr hast in Zürich, in dem du zu Hause bist.“

Er wußte nichts zu erwidern, denn als sie vor ihm stand, schlank und blühend, mit dem ernstesten Lächeln um den sanften Mund, da glaubte er, diese Berena noch nie gesehen zu haben. Sie war eine andere, die er nicht kannte. Aber er bückte sich plötzlich über ihre Hand

und küßte sie. Und keines von beiden dachte daran, daß er die Mädchenhand einst im schwärmerischen Spiel an die Rippen geführt hatte.

Als das junge Paar auf dem Verdeck stand und das Dampfsschiff noch mit der Abfahrt zögerte, sagte Hans zu Anna:

„Wir wollen ein Boot nehmen, dann sehen wir sie noch einmal.“

Anna willigte ein und sie tummelten sich und saßen wenige Minuten später in dem Schiffli, das Hans eilig auf den See hinaustrieb. Kaum waren sie im freien Wasser, da löste sich das Schiff vom Ufer und wandte den Bug nach Süden.

Das Ruderboot war das einzige Schifflein weit und breit. Und Anna winkte, winkte mit dem Taschentuch, so lange die beiden Gestalten auf dem Verdeck sichtbar waren und Berenas langer Schleier im Winde flog.

Als das Boot wieder allein trieb, von den letzten Wellen geschaukelt, die das Dampfsschiff erregt hatte, sagte Anna:

„Nun sind sie fort.“

Und sie ließ das Tüchlein sinken.

Hans aber beugte sich vor und erwiderte:

„Sie fahren jetzt hinein ins Leben. Sie stehen auf dem großen Schiff, das sicher trägt. Wir aber sitzen noch im Kahn und rudern ziellos im Kreis herum.“

„Ziellos?“ fragte Anna und sah ihn an. Ihre schönen Augen leuchteten. Da brach er aus:

„Nein, Anna, nicht ziellos. Ich weiß, daß es vorwärts geht. Sie haben ja die Hand schon am Steuer.“

„Sagen Sie mir nur, wie ich steuern soll!“ erwiderte sie.

Und da entgegnete er mit leiser Stimme, und das Herz tönte wie eine Glocke in seiner Brust:

„Ich hab' Sie ja so lieb.“

„Ich weiß es,“ flüsterte Anna.

Er hob die Ruder aus dem Wasser, und ein Silbersehauer rann nieder.

„Wir wollen ans Ufer fahren, Anna, und arbeiten. Und dann ins Leben!“

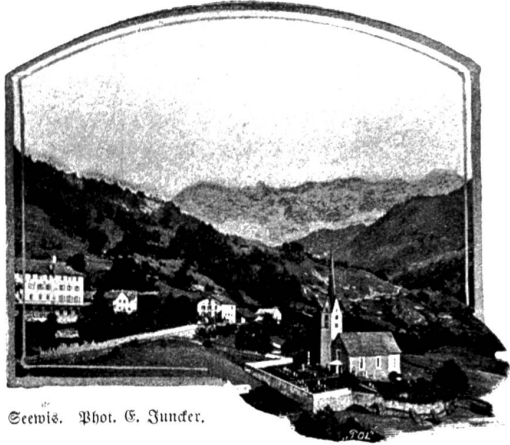
„Ins Leben!“ wiederholte sie und blickte ihn mit klaren Augen an, in denen ein geduldiges Glück glänzte. Und sie richtete das Steuer, Hans legte sich in die Ruder, und mit sanftem Rauschen glitt das Boot durch das Wasser. Und noch einmal wiederholte er mit lauter, klingender Stimme, daß es hell über den See hallte:

„Ins Leben!“





Studienkopf von G. Leuenberger, Zürich.



Seevis. Phot. G. Zunder.

— Davos. —

Von Otto Fischer.

Mit 19 Ansichten nach photographischen Aufnahmen von G. Zunder, Davos.

„Was, Sie kommen aus Davos? Sie Aermster!“

„Aber wie? denn, meine Gnädigste.“

„Ja, ich kenne zwar Davos nicht, aber ich denke es mir schrecklich.“

„Dies durch keine Sachkenntnis getriebene Urteil teilen Sie mit vielen. Wollen Sie mir gestatten, es zu berichtigen?“

„Gerne, aber ich sage Ihnen gleich, daß ich sehr skeptisch bin.“

„Davor ist mir nicht bange, haben Sie nur die Güte, mir einige Minuten Gehör zu schenken.“

„Wie Sie wissen, liegt Davos in einem der Hochtäler Graubündens, das sich von Nordost nach Südwest erstreckt, ungefähr 1560 Meter über dem Meeresspiegel.“

„Ach, ich weiß schon, ehe man dahin kommt, hat man eine langweilige Fahrt mit der Post zu überstehen.“

„Ganz im Gegenteil. Sie haben vielmehr den Vorzug, die höchste Adhäsionsbahn Europas zu benutzen.“

„Verzeihung, Adhäsionsbahn? Was ist denn das?“

„Das ist eine Eisenbahn wie jede andere in der Ebene; man giebt ihr nur diesen Namen zum Unterschied von Drahtseil- und Zahnradbahnen, die eine größere Steigung zu überwinden haben, als es bei gewöhnlichen Bahnen möglich ist.“

„Aber da bin ich doch sehr gespannt.“

„Wie Sie sehen werden, ist diese Fahrt eine der interessantesten, die es giebt. Bei der Station Landquart der Strecke Zürich-Ghur zweigt sich nach Osten zu unsere Bahn ab. Dicht hinter der Station Felsenbach-Walzeina führt der Weg durch den Engpaß der Klus. Die über 1000 Fuß hohen Felsen treten hier so nahe zusammen, daß nur Raum bleibt für die Fahrstraße, den Bahndamm und das Flüsschen Landquart. Nun beginnt die Bahn zu steigen. Bald erreichen wir Seevis (siehe Abb.), die erste Station des lieblichen Prättigaus. Das Dorf liegt 910 Meter hoch und ist von der Station aus in laugen Lehren in $\frac{3}{4}$ Stunden zu erreichen. Weiteren Kreisen bekannt ist es als Geburtsort des Dichters Gaudenz von Salis-Seevis, der

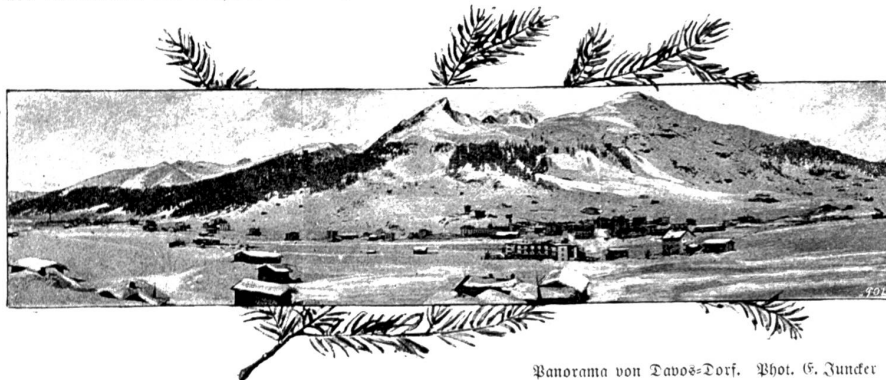
auch auf dem dortigen Kirchhof begraben liegt. Im Sommer wird es als Kurort stark besucht. Bald hinter Grüsch erblicken wir die Feste Solävers, die Geburtsstätte des letzten Grafen von Toggenburg. Nach der Sage soll der letzte Vogt sich mit seinem weißen Roß über die Felswand gestürzt haben und auch jetzt noch in mondhellern Nächten dort umherreiten. Nach einer entzückenden Fahrt an dem östlichen Bergrücken entlang, vorbei an freundlichen Dörfern mit weißen, hochragenden Kirchtürmen, durch kurze Tunnels und an steilen Wänden entlang führt uns die Bahn hinauf nach dem Hauptort des Prättigaus, nach Klosters. Seinen Namen führt es von dem jetzt ganz verschwundenen Prämonstratenser-Kloster St. Jakob, das bis 1528 dort bestanden hat. Nach vorn haben wir einen herrlichen Blick auf die gletscherumstarrte Silvrettagruppe (siehe Abb.), und zurück schweift das Auge nach den verstreut liegenden Ortschaften der eben durchfahrenen Gegend. Vor uns scheint der Weg durch hohe Berge versperrt zu sein, und man fragt sich, wo die Bahn sich durchwinden wird. Zunächst wird die Lokomotive umgespannt. Es scheint wieder zurückzugehen, doch auf einer 110 Meter langen Brücke überschreitet die Bahn die Landquart und in einer weitem Stehle steigt sie langsam bergan. Die



Am Davoser-See. Phot. G. Zunder.

kurz vorher passierten Dörfer liegen nun tief unter uns. Plötzlich nimmt uns ein Tunnel auf, und nachdem wir ihn verlassen, haben wir daselbe Bild noch einmal, aber von der andern Seite. Der Tunnel war ein Kehrtunnel. Nach interessanter Fahrt am idyllischen Schwarzsee bei Varet vorbei erreichen wir die Bahnhöhe Wolfgang, 1633 Meter. Von jetzt ab haben wir hin und wieder einen Durchblick über den Davoser See (siehe Abbildungen) nach dem Thal, das man am schönsten vom Restaurant Höhwald aus überschaut; im Hintergrunde das Tinzehorn und Bis

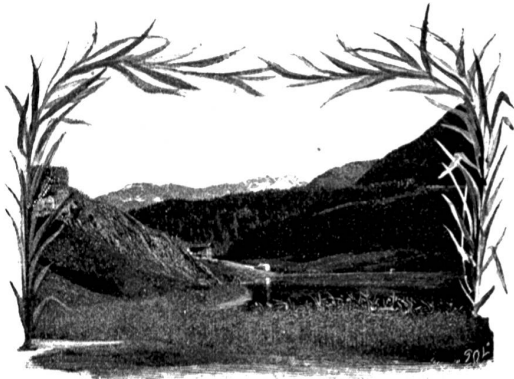
Michel, rechts der Dörfli-Berg, links das Seehorn. Hart am See entlang führt uns die Bahn am Basler Sanatorium vorbei, wo sich das Flüela-Thal öffnet. Von Davos-Dörfli schauen wir ins Dischmathal mit der hochragenden Pyramide des Schwarzhorns und dem Scaletta-Gletscher im Hintergrunde. Nach einigen Minuten sind wir in Davos-Plas (siehe Abb.), dem Ziel unserer Reise und dem Endpunkte der Bahn angelangt.“



Panorama von Davos-Dorf. Phot. G. Zunder

Zunächst möchte ich Sie über die Verhältnisse orientieren. Das Thal erstreckt sich etwa 16 km lang bei einer durchschnittlichen Breite von $\frac{3}{4}$ km. Nach Süden zu verengert es sich immer mehr, bis es schließlich in den Engpaß der Jüge ausläuft. Während der westliche Höhenzug eine fortlaufende Kette bildet, überragt vom Dörfliberg, den Schiabhörnern und Rüpfenfluh, ist der östliche von drei Thälern zerchnitten, dem Flüelathal, Döschthal und Sertiathal. Das aus dem See kommende Landwasser richtete früher große Verheerungen an, ist aber jetzt in ein festes Bett eingedämmt. Durch die Zuflüsse aus den Thälern verstärkt, rauscht es schäumend dahin und vereinigt sich bei Filisur mit der Albula, die sich bei Thusis in den Hinterrhein ergießt.

Der Ort Davos-Platz ist an dem Fuße des östlichen Bergrückens aufgebaut. Gut unterhaltene Straßen mit breiten Trottoirs, umsäumt von großstädtischen Kaufläden, Gärten, öffentlichen Anlagen, alles dies weist uns darauf hin, daß wir uns in einer Villenstadt des Hochgebirges befinden. Vor ungefähr 30 Jahren war Davos ein einfaches Bergthal, und jetzt bietet es für den gleichzeitigen Aufenthalt von 2500 Kurgästen Unterkunft. Verschiedene Sanatorien (siehe Abb.), vor allem zu erwähnen das unter Leitung des Hofrat Dr. Turban stehende Sanatorium und das Schulsanatorium Fridericianum, ermöglichen die kurgemäße Gestaltung des Aufenthalts. Dieser Wechsel konnte nur eintreten durch das Zusammentreffen verschiedener günstiger Faktoren, wodurch außergewöhnliche Kurserfolge sich erzielen lassen.



Am Davoser-See. Phot. G. Juncker.

Zunächst läßt sich Davos allen Hochgebirgssommerfrischen ebenbürtig zur Seite stellen. Für jeden Geschmack und für alle Ansprüche bietet es hinreichende Befriedigung. Für Erholungsbedürftige und Refonvalescenten, deren Kräfte nur mäßige oder überhaupt keine Steigungen erlauben, giebt es Spaziergänge, die ein abwechslungsreiches Bild der schönen Landschaft gewähren. Für Ungeübtere sind leichtere Bergbesteigungen möglich; auf einzelne Berge sind von dem umsichtigen und rührigen Kurverein Wege angelegt worden, die selbst Damen und Kindern das Erklimmen einer Bergspitze ermöglichen. Zu weiteren Partien bieten sich die angrenzenden Thäler an, von denen aus gemüßreiche Hochtouren unternommen werden können. Zu den interessantesten Ausflügen in der ganzen Schweiz gehört unstreitig eine Fahrt, oder noch besser eine Wanderung durch die Jügenstraße nach dem $3\frac{1}{2}$ Stunden entfernten Dorfe Wiesen. Dem Lauf des Landwassers folgend, führt der Weg über Frauenkirch, Spinabad, Glaris nach dem ehemaligen Hüttenwerk Hoffnungsau, wo die Schlucht beginnt. Zu beiden Seiten streben die Felsenwände in die Höhe, das schäumende Wasser zwängt sich dazwischen durch, und hart am Rande schlängelt sich der Weg entlang. An zahlreichen Stellen mußte



Silvretta bei Klosters. Phot. G. Juncker.

erst der Felsen durchbrochen werden, um Raum zu schaffen. Häufige Galerien schützen den Weg vor Lawinen, deren ungeheure Masse man noch häufig im Juni und Juli erblicken kann. Am sogenannten Bärentritt erreicht der Paß seine tiefste Stelle. Ein Bergbach stürzt sich hier mit prächtigem Fall in das Landwasser. Nun geht es hinauf nach Wiesen, das einen wundervollen Blick auf das Tinzhorn und den Biz Michel gewährt. Neben Diamala und Schynpaß gehört die Jügenstraße zu den Perlen von Graubünden.

Aus der großen Fülle des Schönen und Sehenswerten — so bietet z. B. das Sertiathal (s. Abbildg.) eine Menge landschaftlicher Genüsse in reicher Abwechslung — will ich noch eine verhältnismäßig leichte Hochtour erwähnen, die Besteigung des Schwarzhorns. Man thut am besten, am Abend vorher durch das Flüelathal hinauf bis zum Hospiz zu wandern oder zu fahren. Bis zum Wirtshaus „Zur Alpenrose“ ist der Weg noch von hohen Tannen, Fichten und Arven beschattet. Bald aber hören auch diese auf, und hinter dem nächsten Gasthause, dem einfamen Tschuggen, befinden wir uns in der großartig-öden Hochgebirgsnatur. Nur hin und wieder ertönt der schrille Pfiff eines Murmeltierchens. Das Hospiz auf der Paßhöhe liegt zwischen zwei Bergseen, die erst im Juli eisfrei werden. Zwischen 3 und 4 Uhr morgens werden wir von dem zuvorkommenden Wirt geweckt, und nachdem wir uns mit einem Anbiß versehen, machen wir uns auf den Weg. Zunächst verfolgen wir die Straße noch ein Stück nach dem Engadin zu und biegen dann rechts ab. Auf bequemem Wege steigen wir allmählich bergan. Nach einiger Zeit bricht die Sonne hervor, und rückblickend schauen wir hinein in das Engadin, in dessen Hintergrunde Tarasp hervorlugt. Aus einer Felswand springt in ziemlicher Höhe eine Quelle hervor, der der Name „Mosesquelle“ beigelegt ist. Dann geht es ein Stück über den Radingletscher, der aber ohne alle Gefahr zu überschreiten ist. Von überwältigender Wirkung ist der Blick vom Fuße des Bergfegels aus. Wie eine Menge riesiger Zuckerhüte sieht man die beschneiten und umgletscherten Bergspitzen vor sich liegen. Nach einer halben Stunde Steigens haben wir den Gipfel (3150 m) erreicht, und vor uns breitet sich ein Alpenpanorama aus, das an Großartigkeit nichts zu wünschen übrig läßt. An die kleineren Gipfel hat man sich schon gewöhnt; das Auge sucht



Panorama von Davos-Platz. Phot. G. Juncker.



Der erste Blick auf Davos. Phot. G. Juncker.

nach den Miesen unter den Bergen. Hier erscheint die Ortlergruppe ganz nahe, dort grüßt Bernina, hier Silvretta, dort Monte Rosa, hier winkt der Tödi und Säntis, dort ragen die Berner Alpen ins Blaue der Luft. Der Abstieg über den Gletscher geht schnell. Gar bald hat man es gelernt, auf dem Bergstock über die Schneefläche herabzurutschen, und mit Windeseile läuft man hinab. Müde, aber in dem erhebenden Gefühl, einen für das ganze Leben wertvollen Anblick genossen zu haben, kehren wir in das Hospiz zurück.

Für Botaniker verheißt Davos eine reiche Ausbeute. Die gewöhnlichen und seltenen Pflanzen sind auch für ungeübte Kletterer leicht zu erreichen. Am Fuße der Schiahörner findet sich Edelweiß und über der Baumgrenze Alpenrosen in üppiger Fülle.

Die Vorstellung von Davos als Winterkurort erweckt die irrige Annahme, es müßte im Sommer hier heiß sein. Im Gegenteil; das Sommerklima von Davos hält die Mitte zwischen dem des Unter- und Ober-Engadins. In den Mittagsstunden küßt ein regelmäßig sich einstellender Thalwind die Temperatur ab, und die Morgen- und Abendstunden sind stets kühl. Ein besonderer Vorzug ist die Abwesenheit der schwülen Sommer-Nächte, die so oft in der Ebene den Schlaf illusorisch machen.

„Aber im Winter, in dem Schnee und in der Kälte, da kann es doch niemand aushalten?“

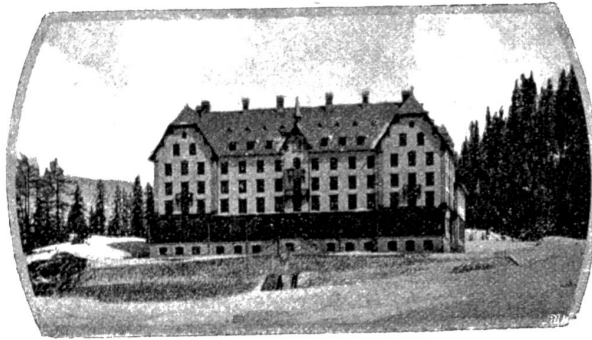
„Was ich Ihnen jetzt erzähle, klingt wie ein Märchen und ist doch reine Wahrheit. Gehen wir an einem sonnigen Wintertage, das Thermometer zeigt - 5 bis -10° C., auf der Sturpromenade, so sehen wir eine Menge Menschen im Stroh-Hut und in nicht wärmerer Kleidung, als sie im Zimmer zu tragen gewohnt sind. Die einen gehen auf und ab, die andern haben



Kirche Davos-Platz. Phot. G. Juncker.

sich auf den Bänken niedergelassen, die oft von einem hohen Schneewalle umgeben sind. Die Sturmuft spielt im Freien.“
 „Da müssen sich die Leute doch bis auf den Tod erkälten!“

„Im Gegenteil, um gesund zu werden, sind sie hier. Die Davoser Sonne hat eine eigentümliche Gewalt. Durch die dünne Luft wird nur wenig Wärme absorbiert, so daß die Strahlen mit ihrer ganzen Kraft wirken können, die noch durch die Reflexion vom Schnee erhöht wird. Im Schatten allerdings ist es kalt. Wenn man z. B. im Freien schreibt, und das Tintenfaß steht zufällig im Schatten, so kann es vorkommen, daß die Tinte gefriert. Aber im Januar und Februar bei Schnee und Eis im Freien Kaffee zu trinken, das dürfte auch nur an wenigen Orten möglich sein. Wenn man davon in der Ebene erzählt, so glauben die andern sicher, es gehöre zu der Sorte von Bären, die in Davos noch vorkommen, nämlich die, die anz oder aufgebunden werden. Von Mitte November bis Ende April, oft noch länger, ist Davos von einer dichten Schneehülle bedeckt. Die Nächte sind empfindlich kalt, und wer der Ansicht ist, in Davos einen südlichen Kurort zu finden, irrt sich gewaltig. Für den Pelz findet sich reichliche Verwendung.“



Sanatorium Davos. Phot. G. Juncker.



Davos-Platz. Phot. G. Juncker.



Sturpromenade. Phot. G. Juncker.

Da sehen wir plötzlich einen Schlitten dahergebraut kommen, an den eine ganze Kette kleinerer Schlitten angehängt ist, auf denen Groß und Klein, Herren und Damen sitzen. Das weist uns auf eine andere Spezialität von Davos hin, auf den Winterport. Davos besitzt eine 18000 □-Meter große, musterhaft gepflegte Eisbahn (siehe Abb.), die etwa 4 1/2 Monat im Betrieb ist. Zahlreiche Liebhaber dieses Sportes aus aller Herren Ländern werden dadurch hergezogen, und in der Sportwoche werden große Kämpfe zwischen den Meistern ausgetragen. Gerade in diesem Winter soll der Kampf um die Weltmeisterschaft im Schnelllaufen in Davos entschieden werden. Außerdem übt der Schlittensport auf Jung und Alt eine große Anziehungskraft aus. Auf kleinen Handchlitten kauft man den Abhang hinab; am meisten bevorzugt wird die Bahn von dem Dörfchen Glavadel nach Davos oder von Wolfgang nach Klosters. In der Sportwoche entscheiden internationale Wettkämpfe über die erlangte Meisterschaft. Daß die Amateurrphotographie in hoher Blüte steht, ist selbstverständlich. „Aber Patienten können sich doch nicht an dem Sport beteiligen.“

„Sie machen sich eine ganz falsche Vorstellung vom Davoser Kurgast. Sobald die Kur begonnen hat, wenn die heimtückische Krankheit noch nicht zu große Fortschritte gemacht hat, fühlt der Kranke bald den heilsamen Einfluß des Klimas. Nach dem Augenschein würde man die meisten für gesund erklären, und man spricht von dem „robusten Davoser Kurgast.“ Namentlich überraschend sind die Erfolge bei Asthmal Leidenden; Leute, die in der Ebene keine Nacht schlafen konnten, oder doch nur mit Hilfe narcotischer Mittel, fühlen sich hier sehr wohl, haben durchaus keine Beschwerden und ihr Allgemeinbefinden ist vortrefflich. Namentlich für junge Leute ist ein Aufenthalt hier oben von unschätzbarem Werte. Allerdings darf man auch nicht zu viel auf

einmal verlangen. Leider verleitet viele Patienten der Umstand, daß sie sich hier ganz gesund fühlen, dazu, die Kur vorzeitig zu unterbrechen. Nur mit Erlaubnis des Arztes sollte man es wagen, das Klima zu wechseln und in die Ebene zurückzukehren, da sonst leicht ein Rückfall eintreten und den ganzen Erfolg der Kur in Frage stellen kann.“

„Wie ist es denn gekommen, daß Davos zum ersten klimatischen Kurorte für Lungenkranke wurde?“

„Schon in den fünfziger und sechziger Jahren ist von einem deutschen Arzte, Dr. Spengler, die Beobachtung gemacht worden, daß Tuberkulose in unserem Thal äußerst selten ist, und daß Thalbewohner, die mit dieser Krankheit aus der Fremde zurückkehrten, hier ausgezeichnete Erfolge zu verzeichnen hatten. Im Winter 1865 machten zwei Herren, die in Görbersdorf vergeblich

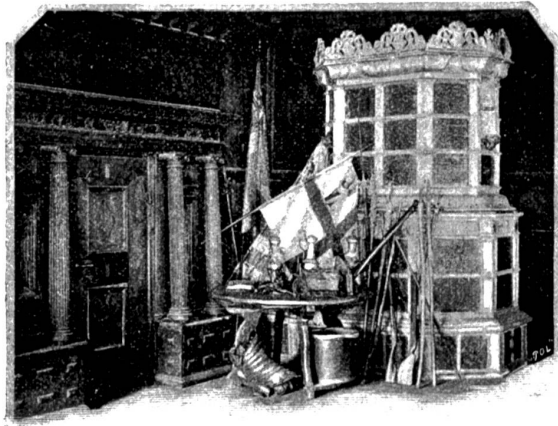
Heilung gesucht, den Versuch mit Davos. Beide haben im Jahre 1890 in voller Gesundheit das fünfundsingzigjährige Jubiläum ihrer Ankunft in Davos gefeiert. Seit der Zeit ist die Frequenz stetig gestiegen, so daß im Jahre 1895 13,200 Fremde Davos besuchten.“

„Liegt denn nicht die Gefahr der Ansteckung vor?“

„Auch das ist ein Vorurteil, in dem allerdings viele befangen sind. Nirgends sind so rationelle hygienische Vorkehrungen getroffen, wie in Davos. Die Thatsache, daß hier noch nie ein Diensthote, die doch am meisten der Gefahr ausgesetzt sein dürften, erkrankt ist, spricht lauter, als alle gelehrten Beweise.“

„Ja, das hatte ich mir allerdings nicht denken können.“

„Sie sehen also, meine Gnädigste, daß Ihr Bedauern unbegründet ist. Davos ist einzigartig. Leider finden nur zu viele, die sich Ihren irrigen Vorstellungen hingeben, zu spät den Weg nach Davos. Je eher gegen das Uebel eingedrungen wird, desto sicherer ist auf dauernden Erfolg zu rechnen. Also, auf nach Davos!“



Davos-Platz. Rathausaal. Phot. G. Juncker.

Das Dynamitpaket

Von Elie Doutrebande, aux Eplatures. — Autorisierte Uebersetzung von Elise Eberfeld, Bözingen.

Nachdem Matthieu Bonhomme fünfzig Jahre lang im Uhrengeschäft Leclercq & Cie., in Locle gearbeitet hatte, mietete er sich im dritten Stockwerk eines hohen, massiven Hauses eine kleine Junggesellenwohnung. Eine Pension von einigen hundert Franken, die er von seinen frühern Arbeitgebern erhielt, nebst seinen bescheidenen Ersparnissen gestattete ihm, sorglos die Stunde des „großen Umzugs“ — wie er den Tod nannte — zu erwarten. So glücklich wie jetzt, war Matthieu Bonhomme niemals gewesen. Wahrlich, er, der während eines halben Jahrhunderts seine Marmotte voll Uhren bei jeder Witterung von einem Atelier



Sertigthal-Wasserfall. Phot. G. Juncker.

zum andern getragen, er hatte wirklich etwelse Ruhe verdient.

Im siebendsechzigsten Jahre packten ihn sonderbare Schmerzen in den Beinen; an einem grauen Novembermorgen hinderten ihn diese Rheumatismen, sich an die Arbeit zu begeben. Der Arzt verbot die Gänge durch den Schnee; und auf diese Weise ward Matthieu Bonhomme Rentier, kleiner Rentier à zwei Franken fünfzig Centimes per Tag. Doch geschah es nicht ohne Bedauern und ohne Murren, daß der Greis auf so plötzliche und vollständige Weise seine Gewohnheiten änderte.

In der ersten Zeit seiner erzwungenen Muße gab's in seinem